

Prolog

Andante des Klaviertrios op. 100 von Franz Schubert.
Exposition.¹



April 2012. Paris, Korian Jardins d'Alésia.

Die Blätter der großen Eiche vor den Fenstern des Altenpflegeheims schillern im klaren Frühlingslicht.

Im Stockwerk für demenzkranke Bewohner steht die Tür zum Gemeinschaftsraum, dem so genannten Espace, weit offen.

Espace – eine merkwürdige Bezeichnung. Ich schlage das Wort im Wörterbuch nach. Die Definition lautet: der Bereich im Universum, der zwischen den Planeten, Sternen und Galaxien liegt.

Beim Betreten des Espace schalte ich den Fernseher aus. Das ist jeden Montag wie ein Ritual.

Der Fernseher läuft den ganzen Tag, obwohl niemand hinschaut. Wird er ausgeschaltet, gibt er ein sonderbares Schluckgeräusch von sich und hinterlässt stets ein paar graue Schlieren in der Stille.

Das Stockwerk der einundzwanzig dementen Bewohner ist besonders geschützt. Es heißt sogar geschützte Wohneinheit. Für den Aufzug benötigt man einen Code. Ich vergesse ihn immer, wenn ich davor stehe. Das ist lustig.

In einer Ecke des Espace schreit eine Frau und schlägt um sich. Zwei Pflegerinnen wuseln um sie herum, halten sie fest, damit sie

nicht aus ihrem Rollstuhl fällt, und wehren gleichzeitig ihre Angriffe ab.

Sie müssen Madame Kessler* dringend den Verband wechseln. Die Wunde an ihrem rechten Arm eitert.

Ich kann ihr Gesicht nur erahnen, denn es wird von den Pflegerinnen verdeckt, ihren angestregten Mienen, ihren angespannten Bewegungen. Dann hört sie auf zu schreien und versucht, die Frauen zu beißen.

Ich weiß nicht, was mich dazu bewegt, zu ihr zu gehen. Ich sage kein Wort. Ich setze mich zu ihr und spiele ihr auf dem Cello das Andante-Thema aus dem Klaviertrio op. 100 von Schubert vor.

Es vergehen kaum drei Sekunden, vielleicht zwei Takte, und ihr Arm erschlafft. Er fügt sich mit einem Mal. Das Schreien verstummt, im Raum kehrt wieder Ruhe ein. Jetzt kann ich ihr Gesicht sehen, ihren verwunderten Blick, und den Anflug eines Lächelns auf ihren Lippen.

An diesem Tag spiele ich nicht lange, denn der Verband ist schnell gewechselt. Das ist mehr als eine Überraschung, das grenzt an ein Wunder. Auch die Pflegerinnen lächeln jetzt. Eine lacht sogar und sagt zu mir: »Sie müssen zum Schubert-Verbandswechsel unbedingt wiederkommen.«

Das ist schön gesagt, durchaus passend. Der Ausdruck ist geboren, und er wird haften bleiben.

Schon beim Gehen weiß ich, dass etwas Bedeutsames geschehen ist. Zum ersten Mal habe ich erkennbar zur drastischen Linderung der Beschwerden einer Schmerzpatientin beigetragen. Und als ich ein Jahr später die im Espace der Dementen spontan erprobte Methode des Schubert-Verbandswechsels auf der Palliativstation des Pariser Krankenhauses Sainte-Périne bei über hundert Patien-

* Die Namen der in diesem Buch erwähnten Bewohner und Patienten wurden geändert, um ihre Anonymität zu wahren.

ten im Endstadium anwende, bringt sie der dortige Chefarzt auf die kurze, aber vielsagende Formel: »10 Minuten Schubert = 5 mg Oxynorm.²«

Ich werde Schubert spielen, aber auch Bach, Mozart, Beethoven, Brahms, Rachmaninow, Schostakowitsch, Melodien von Puccini und Verdi, Chansons von Piaf, Cloclo, Sardou, Adamo und Johnny Hallyday, Walzer und Tangos, jüdische, arabische und afrikanische Lieder, bretonische und irische Folklore, Flamenco, Filmmusiken, Gospel, Jazz, Rock, Pop, Metal!

In derselben Woche komme ich zweimal wieder und begleite Madame Kesslers Verbandswechsel, mit demselben Resultat. Es gibt keine andere Möglichkeit, ihre Schmerzen zu lindern. Sie sitzt aufrecht im Rollstuhl und bietet den Arm zum Verbinden dar, und während ich das Andante-Thema aus Schuberts Klaviertrio op. 100 in Dauerschleife spiele, leuchtet ihr Gesicht so intensiv, dass der ganze Raum, die Pflegerinnen und ich in diesem Glanz erstrahlen. Auch die ausladende Eiche draußen bekommt reichlich davon ab. Jedenfalls scheint es mir so, als ich sie beim Hinausgehen grüße.

Eine glückliche Geschichte

Meine heutige Geschichte soll möglichst dicht an den Ereignissen bleiben, die ich in über zwanzig Jahren erlebt habe, und davon erzählen, welche geheimnisvollen Wege die Musik nimmt, wenn sie diejenigen mitten ins Herz trifft, die wir hochgradige Autisten, Pflegeheim-Bewohner, Demenzkranke oder Schmerzpatienten am Lebensende nennen.

Unter Vernachlässigung der Logik versucht meine Geschichte, von jenem souveränen und unversehrten Teil, dem wahren »Kern« in uns allen, Zeugnis abzulegen, den Musik erreicht und manchmal wieder zum Leben erweckt.

Dies ist eine glückliche Geschichte.

Es war kein moralisches Anliegen, das mich, die Musikerin, zur Pflege gebracht hat, sondern ein natürlicher, instinktiver, ja sogar primitiver Impuls.

Die Musik, die in der bauchigen Gestalt eines Cellos mein Leben geworden ist, bildet eine Art Bollwerk gegen das Absurde, gegen Krankheit und Tod und versucht, die »Sache darunter« zu erreichen, die sich widersetzt. Das Untergründige. Musik am Krankenbett. Ein Gefühl der Zuversicht, ein erfrischender Windhauch.

Wahrnehmung der fragilen Schönheit dieses Lebens.

In Strömen fließende Dankbarkeit.

Paul

Prélude aus der 1. Suite für Violoncello solo von
Johann Sebastian Bach.
Tonart G-Dur. Behutsam fröhlich.³

März 1997. Saint-Denis, Centre Adam Shelton, heilpädagogisches Institut für autistische Jugendliche.

Die Nase gegen die Scheibe gedrückt, die den Raum, in dem ich mich befinde, vom Flur trennt, sieht mir Howard beim Cellospielen zu wie jeden Freitag. Ich spiele vor Paul, für Paul.

Paul ist fünfzehn Jahre alt und Autist. Mit seinen tiefblauen Augen sieht er überraschend gut aus. Paul hat noch nie gesprochen. Er hockt im Schneidersitz da und wiegt sich mit steifem Rücken in einem abgehackten Rhythmus, das Gesicht zur Wand, den Blick ins Leere gerichtet. Manchmal legt er den Kopf zurück, lacht laut auf und verstummt sogleich wieder. Das Gesicht von Angst entstellt. Paul spuckt, pinkelt vor mir auf den Boden und fängt wieder an zu lachen, noch lauter diesmal. Wir haben uns noch nie in die Augen geschaut. Manchmal streift mich sein Blick, ohne mich zu sehen. Das ist sehr seltsam.

Beim Schaukeln gibt er ein Dauergeräusch von sich wie ein Motor, vermischt mit ein paar heiseren Silben. Es lässt sich schwer beschreiben: Es ist irgendwo zwischen Lachen und Schluchzen anzusiedeln.

Am anderen Ende des Raums habe ich angefangen zu singen, zu stöhnen, mich zu wiegen wie er. Es ist das Einzige, was zu tun ich mir in diesem Augenblick vorstellen kann. Mein Cel-

lo hat noch nicht gesungen, doch ich spüre an meiner Brust sein altes Holz, das eins mit mir wird. Dann kommt Paul näher. Er rutscht sehr schnell auf dem Hintern. Jetzt ist er mir ganz nah und spuckt plötzlich in die Luft, mit erstaunlicher Präzision. Er fängt den Speichel mit den Händen auf und verreibt ihn sorgfältig in seinem Gesicht. Dann streicht er mit feuchten Fingern kurz über mein Cello und schnuppert am Hals des Instruments. Er möchte, dass auch ich schnuppere. Er zittert jetzt vor Ungeduld, schaukelt noch heftiger und greift, nur Zentimeter von mir entfernt, fest in mein Haar. Als ob das nicht ich wäre. Als ob ich gar nicht da wäre. Irgendwann lässt er mich wieder los. Ich habe mich nicht gewehrt, und ich habe nichts gesagt. Er nimmt seinen Kopf zwischen die Hände und schlägt sich kräftig auf die Wangen, zuerst auf die eine, dann auf die andere. Als ob das nicht er wäre. Als ob er gar nicht da wäre. Er weint jetzt.

Ich stimme das Prélude aus der 1. Suite von Bach an. Sobald das Cello erklingt, hält Paul inne und hört auf zu weinen. Dann springt er wie von der Feder geschnellt auf. Er rennt zu einem langen Kunststoffrohr in einer Ecke des Raums, hebt es auf, führt es an die Augen und schwenkt es in meine Richtung. Es sieht so aus, als ob er mich endlich anschaute. Jedenfalls ist das mein erster Eindruck. Aber betrachtet er nicht eher die Musik, die zu ihm hinüberströmt, in ihn hineinströmt? Ich habe keine Antwort darauf. Ich weiß noch nicht einmal, ob es solche Fragen gibt.⁴

Gewiss ist nur, dass ich keine Angst habe und dass ich gern mit ihm zusammen bin. Und er mit mir.

Auf der anderen Seite der Trennscheibe hat sich ein Beschlag gebildet. Wie bei Kindern, wenn sie am Fenster spielen. Mit platt gedrückter, schiefer Nase. Howard stehen Tränen in den Augen.

Was hat er gesehen, was ich nicht gesehen habe? Er, Howard Butten, der klinische Psychologe für extreme Fälle, für die schwersten Fälle, die von allen Einrichtungen abgelehnt werden.

»Wir können ganz bestimmt einiges von ihnen lernen, auch wenn uns das, was sie tun, verstört.«

Howard Buten

Paul lächelt jetzt. Dieses Lächeln ist wie ein lichter Schatten, der kaum merklich seine Gewitterstirn und das Blau seiner Augen erhellt. Er lässt das Rohr fallen und setzt sich wieder zu mir. Er ist ruhig. Er legt die rechte Wange und beide Hände flach auf die Decke des Cellos. Er singt, glaube ich.

Durch die Wand

Als kleines Mädchen in der elterlichen Pariser Wohnung sage ich vor dem Einschlafen durch die Zimmerwand zu meiner Mutter: »Mama ... Ich bin glücklich!« Ich wiederhole es immer wieder.

Ich fühle mich leicht, spüre eine unerschütterliche Klarheit im Herzen.

Kreislauf der Freude durch die Wand meines Zimmers und die des angrenzenden meiner geliebten Mutter.

Dieses Gefühl hat sich nie geändert. Ich empfinde das gleiche Staunen.

Glanz, geschöpft aus der Quelle der Tage.

Zuversicht und Dankbarkeit angesichts der Schönheit der Dinge, als Fundament des Lebens.

Paul: der Ausbruch

Prélude aus der 5. Suite für Violoncello solo von
Johann Sebastian Bach.
Tonart c-Moll. Dunkel, traurig.

Ein furchtbarer Knall ertönt. Wie von einem Kanonenschuss im Stellungskrieg. Das Cello ist explodiert. Die Decke des Instruments ist unter einem kräftigen Faustschlag geborsten. Nie im Leben – nicht einmal in meinen schlimmsten Albträumen – hätte ich mir vorstellen können, dass ein Cello auf diese Weise an meiner Brust zerspringt. Das Gefühl ist unbeschreiblich. Ein beispielloser Gewaltausbruch. Mein Herz rast. Ich höre abrupt zu spielen auf, fassungslos über das Geschehene.

»Paul, was hast du getan? ... Paul ... Paul ...«

Ein leichter Schauer überläuft mich. Mir blutet das Herz. Mit einem Mal fühle ich mich sehr allein.

Das Cello ist geborsten, doch nach dem ersten Schreck füge ich mich in das Unfassbare.

»Das ist nicht schlimm, Paul. Ich spiele weiter.«

Ich kann weiterspielen. Die linke Seite der Instrumentendecke ist zwar zertrümmert, aber Steg und Saiten sind unversehrt, das Cello ist nicht mal verstimmt.

Ich zittere leicht und ich spiele etwas anderes. »Solveigs Lied« von Edvard Grieg.

In den folgenden Sitzungen fährt er, im Schneidersitz dahockend, mit der Hand zu der Bruchstelle, fasst in den klaffenden Riss des

Instrument. Eine potenziell gefährliche, lustvolle Liebkosung, die er unablässig wiederholt.

Von Zeit zu Zeit sieht er mich verstohlen von der Seite an.

Nach diesem Vorfall verbietet mir Howard, etwas über Autismus zu lesen. Er lässt mich schwören, dass ich keinerlei Nachforschungen anstellen werde. »Schwöre es, schwöre es. Jetzt, auf der Stelle.« Ich schwöre mit klopfendem Herzen.

»Was du mit ihnen und mit deinem Cello machst, funktioniert einfach zu gut.«

Seit ich ihm und seiner Familie junger Autisten vor sechs Jahren begegnet bin, habe ich weder ein Buch über Autismus aufgeschlagen noch einen Artikel darüber gelesen.

An einem Sommertag, genau vier Monate nach meiner ersten Begegnung mit Paul, traue ich mich wieder, das Prélude aus der 5. Bach-Suite für ihn zu spielen, das ich seit dem Gewaltausbruch nie wieder angestimmt habe, aus Instinkt, aus Angst, ihm und mir zuliebe. Und was dann geschieht, darüber wundere ich mich noch heute.

Nach drei Takten wieder ein Faustschlag gegen das Instrument. Das Loch in der Decke hat sich bis zum Äußersten geweitet, aber die Saiten sitzen noch straff. Nur ein Millimeter Holz ist neben dem Steg noch geblieben.

Das Cello ist tödlich verwundet.

Zum ersten Mal sieht mir Paul in die Augen. Keiner von uns rührt sich mehr. Er schaut endlos lange tief in mich hinein, fasziniert. Blick in Blick versenkt.

»Man muss ihnen nicht nur direkt in die Augen sehen, sondern auch mit einem Blick, der so freundlich, so offen, so neutral und unvoreingenommen ist, dass sie uns nach Möglichkeit nicht widerstehen können.«

Howard Buten

Paul hat das Cello nie wieder geschlagen. Ich habe nie wieder das Prélude aus der 5. Bach-Suite für ihn gespielt. Und wir haben noch einige Jahre zusammen verbracht. Er hat mir weiterhin bei jeder Sitzung ins Gesicht geschaut und mit feuchten Fingern genüsslich in den geborstenen Bauch des Cellos gefasst.

Ja, *es ist jemand da drin*⁵, Howard, ohne jeden Zweifel.

Howard

1974. Vereinigte Staaten, Detroit, Zentrum für Familienplanung. Howard Buten ist vierundzwanzig Jahre alt, als er Adam Shelton, einen autistischen Jungen, kennen lernt.

Er beschreibt ihn als einen Wirbelwind in Gestalt eines Jungen, der in ein Wartezimmer stürmt, sich auf den Fußboden wirft, mit steifen Beinen und starrem Blick vor und zurück schaukelt und »Silben ausspuckt, als hätte er etwas verschluckt, was er aber nicht hat«. ⁶ Also folgt Howard seinem Beispiel und wirft sich seinerseits auf den Boden, denn, so erklärt er, »ich wollte ihm, glaube ich, meine Bewunderung ausdrücken«.

Die folgenden Jahre sind ganz Adam gewidmet.

Und seit jenem Tag treibt Howard eine Frage um: Warum fühlt er sich unter Autisten zu Hause?

Wobei er betont: »Zu Hause ist da, wo das Herz ist.«

Howard ist in Detroit geboren. Schon in jungen Jahren spielt er Geige, singt, tanzt. Er ist Pantomime, Zauberkünstler und Bauchredner, träumt davon, ein Vagabundenleben zu führen und beim Zirkus zu arbeiten. Seine Mutter – eine ehemalige Kinderartistin – bringt ihm das Steppen und Eiskunstlaufen bei. Er trainiert Akrobatik, Jonglieren und Einradfahren. Er beginnt, Trompete zu lernen, Schlagzeug, Gitarre, dann Komposition.

Ein Jahr vor seiner Begegnung mit Adam erschafft Howard den Clown Buffo.

Er ist auch Doktor der klinischen Psychologie und wird in Frankreich durch den Erfolg seines Buches »Burt oder als ich fünf war, habe ich mich umgebracht« bekannt.

Eines Tages sagt er zu mir: Würde man ihn mit vorgehaltener Pistole zwingen, sich für einen seiner drei Berufe Clown, Psychologe und Schriftsteller zu entscheiden, würde er bei seiner Autisten-Familie bleiben.

Mit dem Zeigefinger auf seine Schläfe zielend, steht er mitten unter den Jugendlichen reglos vor mir und blickt, ohne zu lächeln, in die Runde.

Amélia

Prélude aus der 2. Suite für Violoncello solo von
Johann Sebastian Bach.
Tonart d-Moll. Geeignet für Sanftes und Zärtliches.⁷

Mai 1998. Saint-Denis, Centre Adam Shelton, heilpädagogisches Institut für autistische Jugendliche.

Amélia verteilt Kopfnüsse. Von hinten und von vorn. Sie beißt. Sie kneift auch und kratzt. Solange kein Blut geflossen ist, kommt sie wieder und kratzt noch mal. Sie ist äußerst aggressiv gegen andere, gegen alle anderen – die Jugendlichen im Adam-Shelton-Zentrum, die Pflegekräfte, die eigenen Angehörigen. Aber auch gegen die andere, die sie selbst ist.

Meine Hände tragen heute noch mehrere Narben von der Begegnung mit ihr. Blut als ultimative Kommunikation. Sie ist erst achtzehn Jahre alt. Wenn sie dem Cello lauscht, stimmt sie ein Heulen an, das dem eines Wolfes täuschend ähnlich klingt. Sie mag nur sanfte Melodien. Nach und nach beruhigt sie sich bei dem langsamen Satz von Schuberts Arpeggione-Sonate.

Sie ist ungefähr ein Jahr nach mir ins Zentrum gekommen. Davor war sie in der Psychiatrie, zwei Jahre lang fixiert und in den letzten Monaten mit Neuroleptika⁸ ruhig gestellt. Howard erzählt uns, wie er sie nach einem abenteuerlichen, schier endlosen Prozedere aus der Psychiatrie herausgeholt hat. Howard gibt nie einen jungen Menschen auf. Ich weiß noch, wie er, während er als Buffo durch die Tschechische Republik tourte, tagsüber aus Prag zurückkam, um Paul sein Medikament zu geben.

Am Morgen ihrer Ankunft wird Amélia in der Einrichtung »los-gelassen«. So hat sich Howard ausgedrückt: losgelassen. Ich bin an dem Tag nicht da, doch bei meiner Rückkehr erfahre ich, dass sie einen Feuerlöscher von der Wand gerissen und damit alles zertrümmert hat. Danach blieben die Pforten des Adam-Shelton-Zentrums zwei Tage lang wegen Reparaturarbeiten geschlossen.

»An manchen Tagen denke ich, dass ich am Ende eine einsame Insel kaufen werde; dass ich alle Autisten dieser Welt zu mir holen und dort hinbringen werde.«

Howard Buten

So träumt Howard davon, eine Welt zu schaffen, in der Amélias Gewaltausbrüche nicht als solche erlebt werden und folglich nicht existieren.

Wie oft habe ich ihn nach Sitzungen mit besonders gewalttätigen Jugendlichen, »den schweren Fällen«, wie er sie nennt, mit zerkratzttem Gesicht und blutender Stirn aus dem Raum im Untergeschoss heraufkommen sehen. Fällen wie dem jungen Djamel. Djamel hat in der Tat nur ein Ziel: uns allen die Augen auszukratzen – und zwar hinterrücks, ohne Vorwarnung. Djamel ist gefährlich. Und Howard versucht in seinem Mikrokosmos im Untergeschoss, so gut es geht, seinen Zähnen, Fingernägeln und Fäusten zu entgehen, ohne Angst oder zumindest, ohne ihm seine Angst zu zeigen. In dieser Welt nimmt Howard Bisse, Kratzer und Schläge in Kauf, die er nicht abwehren kann. In der übrigen Zeit ahmt er die Kinder nach. Natürlich heilt er sie nicht. Er verändert sie.

Die Musik, und nur sie, animiert Amélia dazu, sich mir zu nähern. Wenn sie nach dem Blutvergießen zum Cello kommt, leiten Sanftheit und eine ungeahnte Zärtlichkeit ihre Bewegungen. Ein flüchtiges Lächeln im Dunkel ihrer scheinbaren Abwesenheit von

der Welt. Wenn sie Musik hört, beginnen ihre Augen so zu glühen, dass ich manchmal fürchte, es könnte ein Brand ausbrechen.

Zwei Jahre nach ihrer Ankunft ist Amélia wie verwandelt.

Howard hängt an der Pinnwand der Einrichtung ein Foto auf, das ihre Mutter geschickt hat: Darauf sieht man sie lächelnd im Kreis ihrer Familie sitzen, neben einem Weihnachtsbaum.